

Renata Schmidtkunz

im Gespräch mit

Johanna Dohnal

(Herbst 2009)

Alle Rechte vorbehalten:  
Mag.<sup>a</sup> Renata Schmidtkunz  
ORF/3sat, Club 2 und Radio Österreich 1  
Würzburggasse 30, 1136 Wien – Austria  
T +43-(0)1-87878-13359  
renata.schmidtkunz@orf.at

Schmidtkunz:

Frau Dohnal, warum hat Bundeskanzler Bruno Kreisky Sie am 5.11.1979 zur Frauenstaatssekretärin ernannt?

Dohnal:

Ich war schon ab 1972 Wiener Frauensekretärin der SPÖ und bin in der Zeit andere Wege gegangen als die, die damals in der Wiener Frauenorganisation der Partei üblich waren. Ab 1970, dem Beginn der SPÖ-Alleinregierung habe ich Bruno Kreiskys Wort von der „Öffnung der Partei“ ernst genommen. In kurzer Zeit ist es mir gelungen, viele Frauen für die SPÖ und unsere Frauenarbeit zu gewinnen. Ich habe auch immer darauf geachtet, dass jeden Tag irgendetwas über unsere Arbeit in den Zeitungen stand, auch wenn es oft nur ein paar Zeilen waren. Viele Journalistinnen haben mich damals unterstützt. Und das hat in der Partei großes Aufsehen erregt. Ganz besonders im Zusammenhang mit der sogenannte „Fristenlösung“. Die Partei war ja zuerst durchaus ambivalent. Die sozialistischen Frauen hatten mit Unterschriften-Aktionen am Villacher Partei-Tag von 1972 erreicht, dass die Parteifunktionäre für die Fristenlösung gestimmt haben. Christian Broda war damals Justizminister. Der hat uns unterstützt – und die sehr alten Genossinnen, die aus der sogenannten „ersten Frauenbewegung“ von vor 1938. 1973 wurde dann die Fristenlösung mit den Stimmen der SozialistInnen im Parlament beschlossen und sollte 1975 in Kraft treten. Die Katholische Kirche mit der Organisation „Aktion Leben“ hat daraufhin 1974 ein Volksbegehren gegen die Fristenlösung gestartet. Und wir Wiener Sozialistinnen haben als Reaktion die Aktion „Helfen statt strafen“ in Leben gerufen. Durch diese ganzen Aktionen war ich also schon bekannt wie ein „rotes Tuch“. Dann kam das Jahr 1979. Die Nationalratswahlen waren im Mai. Die SPÖ erzielte einen historischen Wahlsieg. Bruno Kreisky hat gleich nach den Wahlen laut über die Etablierung eines Frauenstaatssekretariats nachgedacht. Ursprünglich wollte er die Franziska Fast (\*1925 - 2003), eine Frau, die sich von einer einfachen Arbeiterin zu einer führenden Gewerkschafterin hochgearbeitet hatte. Aber das wollten viele der jungen Frauen nicht und sind zu Bruno Kreisky gegangen. „Wir wollen die Dohnal“, haben sie ihm gesagt. Kreiskys Schwiegertochter, Eva Kreisky, hat da auch heftig mitgewirkt. Sie wollte zunächst, dass ich Konsumentenschutz-Staatssekretärin werde. Also habe ich im Urlaub 30 Bücher zum Konsumentenschutz gelesen (lacht). War schwierig, obwohl das immer schon ein Thema von mir war. Dann kam die berühmte Partei-Präsidiumssitzung von Villach. Das hat Stunden gedauert. Irgendwie wollte mich kein Minister als Staatssekretärin haben. Dass ich selbst nicht Ministerin werde, hatte Wissenschaftsministerin Herta Firnberg schon im Vorfeld verhindert. Am Ende hat Kreisky ja quasi mit Rücktritt gedroht und sich so durchgesetzt.

Schmidtkunz:

Warum wollte Kreisky Sie unbedingt haben?

Dohnal:

Kreisky hat die Zeichen der Zeit erkannt. In anderen europäischen Ländern gab es schon starke Frauenbewegungen. Bei uns auch, aber das hat damals jeder abgestritten. Ich habe immer zu diesen Frauen gehalten, sogar mit ihnen gedroht, auch wenn einige Frauen mich dafür dann angepinkelt haben. Aber das ist systemimmanent.

Schmidtkunz:

Was war Ihre Agenda?

Dohnal:

Na, gar keine. Ich war dem Bundeskanzler zugeordnet. Das Bundeskanzleramt hat die Koordination aller Ressorts, und das war ein großer Vorteil. Denn ein Ministerium neu zu schaffen und ständig streiten zu müssen, von welchem anderen Ministerium man ein bisschen Kompetenz und Geld bekommt, damit dann am Ende nichts übrig bleibt, wäre anstrengend gewesen. Ich habe mir gesetzlich ministerielle Arbeitsgruppen absichern lassen, dadurch konnte ich in jedes Ministerium hineinwirken, ganz offiziell.

Schmidtkunz:

Waren Sie damals aufgeregt oder hatten Sie Zweifel daran, ob Sie es schaffen könnten?

Dohnal:

Nein, überhaupt nicht. Ich hatte ja schon politische Erfahrung. Außerdem gab es viel zu tun. Ich habe eine Juristinnen-Gruppe installiert, die über viele Jahre alle Gesetze auf Diskriminierungen hin durchforstet hat. Ich habe auch sofort Frauenförder-Programme für den öffentlichen Dienst eingeführt. Die wurden später evaluiert und zur Grundlage des Bundesgleichbehandlungs- und Frauenförderungsgesetz von 1992. Dann haben wir uns die für Buben und Mädchen ungleichen Lehrpläne an den Schulen vorgenommen. Und wir haben österreichweit Frauenhäuser geschaffen. Bis dahin gab es ja nur in Wien Frauenhäuser. Und in der Folge entstanden die Frauenservicestellen, finanziert vom Arbeitsmarktservice. Später kamen dann die Selbstbewusstseins-Seminare für Frauen in ganz Österreich dazu. Alles passierte gleichzeitig und es war wahnsinnig viel zu tun, weil es ja bis dahin fast nichts gegeben hatte.

Schmidtkunz:

Also der Ermöglicher von alldem war Bruno Kreisky. Der war ja wohl kein Feminist?

Dohnal:

Nein, Feminist war er nicht. Aber er hat sich vor Frauen nicht gefürchtet. Schon gar nicht vor starken und großen (lacht). Er hat mich immer um Rat gefragt und wollte meine Einschätzung von Ereignissen hören. Wir haben fast immer übereingestimmt.

Schmidtkunz:

Die Frauen der sogenannten „ersten Frauenbewegung“, also bis 1938, waren in ihren Forderungen ja ziemlich radikal. Und die meisten von ihnen waren Sozialistinnen. Wie ist diese Geschichte in der Partei aufgearbeitet worden?

Dohnal:

Überhaupt nicht. Auch nicht das Frauenbild des Faschismus. Erst in den 1980-er Jahren wurde es von Frauen historisch und wissenschaftlich aufgearbeitet. So stand es 1979 auch um die Situation der Frauen: die Ausbildungssituation war katastrophal. In den Bundesländern wollte man immer noch hauptsächlich Hauswirtschaftsschulen für Mädchen und technische Hochschulen für Buben. Das hat dann am Arbeitsmarkt eine Segregation nach sich gezogen, die ich immer bekämpft habe. Unsere SPÖ-Landespolitiker haben sich in der Hinsicht nicht von der ÖVP unterschieden. Aber das hat sich in den letzten 30 Jahren schon geändert.

Schmidtkunz:

Eine Besonderheit Ihrer Arbeit war, dass Sie parteiübergreifend mit allen Frauen in Österreich Kontakt gehalten haben.

Dohnal:

Ja, einmal im Jahr habe ich in Wien Frauenenqueten durchgeführt, in den Bundesländern Frauenforen. Da waren alle vertreten: Kommunistinnen, autonome Frauengruppen, evangelische und katholische Frauen, alle. Manche unserer SPÖ-Frauen hat das ziemlich verschreckt. Nach meiner Ernennung zur Staatssekretärin hatte Bruno Kreisky mich zum Frühstück gebeten und mir gesagt: „Jetzt gehst Du raus und erzählst den Frauen, was sich alles geändert hat!“ Das habe ich gemacht (lacht).

Schmidtkunz:

Was war der Unterschied zwischen institutionalisierte Frauenpolitik und der autonomen Frauenbewegung?

Dohnal:

Da ist ein großer Unterschied! Was genau bedeutet „autonom“, wenn ich will, dass der Staat das finanziert? Ich habe immer den Standpunkt vertreten, dass der Staat verpflichtet ist, die Kritik an ihm zu finanzieren. Denn das ist das Werk, das die Demokratie am Leben erhält, in der Frauenfrage und in allen andern Fragen. Gute Frauenpolitik kann nur funktionieren, wenn hüten wie drüben gescheite Leute sitzen. Wenn die Frauenministerin eine „Bewahrerin“ ist, die alles nur keine Wellen schlagen will, wird nichts passieren. Mir war eine gute Zusammenarbeit mit den diversen Frauengruppierungen immer wichtig. Deshalb habe ich auch von Anfang an jeden Mittwoch eine Art Sprechstunde im Frauenstaatssekretariat – das Frauenservice – gemacht. Erst nur in Wien, später dann auch in den Landes- und Bezirkshauptstädten in ganz Österreich.

Schmidtkunz:

Woher haben Sie die Ideen für Ihre diversen Aktionen, aber auch für Ihre politischen Forderungen genommen?

Dohnal:

Aus den vielen Veranstaltungen, die ich gemacht habe. Dort habe ich viele Frauen kennengelernt. Und in den Sprechstunden haben wir dann Einzelschicksale und Lebenssituationen von Frauen kennengelernt, die uns verdeutlicht haben, wo strukturelle Änderungen erforderlich sind. Z.B. das Heiratsverbot für Frauen bis 10 Monate nach der Scheidung. Das haben wir dann 1982 abgeschafft. Ich bin ja ohnehin der Meinung, dass Frauen nicht heiraten sollten (lacht), aber andererseits war das eine unglaubliche Diskriminierung, weil man der Frau damit unterstellte, dass sie dem nächsten Mann ein Kind vom vorherigen unterschiebe. Solche Fälle haben wir gesammelt. Und das war dann die Basis für viele gesetzliche Veränderungen. Ich würde es mal so sagen: ich habe alles aufgesogen wie ein Schwamm. Ja.

Schmidtkunz:

Haben Sie besser zugehört als die Frauenpolitikerinnen vor Ihnen? Oder hatten Sie eine besonders starke „Option für die Frauen“?

Dohnal:

Es ist ja schon vorher viel passiert, wie z.B. die Reform des Familiengesetzes unter Justizminister Broda zwischen 1973 und 1978. Bis dahin beruhte das Familiengesetz auf dem Bürgerlichen Gesetzbuch von 1811! Mit der SPÖ-Alleinregierung ab 1970 waren alle Gesetzesnovellierungen leichter durchzusetzen. Die Grundlagen waren also geschaffen. Die Frauenhäuser hätten wir ohne diese Gesetzesänderungen nie einrichten können. Weil ja im Gesetz stand, dass die Frau dem Mann zu gehorchen und ihm zu folgen habe. Somit hätte sie sofort einen Scheidungsgrund geschaffen, wenn sie vor ihrem prügelnden Mann ins Frauenhaus flüchtet.

Schmidtkunz:

1990 wurden Sie zur Frauenministerin ernannt. Wie kam das zustande?

Dohnal:

Als Bundeskanzler Franz Vranitzky nach den Nationalratswahlen 1990 sein neues Kabinett vorstellen wollte, habe ich ihn um ein Gespräch gebeten und habe ihm gesagt: „Ich bin jetzt seit 11 Jahren Staatssekretärin. Als das mache ich nicht weiter. Ich will Ministerin werden.“ In der Nacht habe ich mit meiner Lebensgefährtin Annemarie Aufreiter alle Frauenvorsitzenden in den Bundesländern durchgerufen, damit – falls ich nicht mehr in der Regierung sein würde – sie das nicht aus den Medien erfahren müssten. Denn auf die Frauenorganisationen habe ich immer Acht gegeben. Am nächsten Morgen habe ich dann durch die Medien erfahren, dass ich zur Frauenministerin ernannt werde.

Schmidtkunz:

Hat das Ihre Möglichkeiten verändert?

Dohnal:

Ja, absolut, denn vorher musste ich mich immer – auch in den wichtigen Arbeitskreisen, wo es ja sehr viel um soziale Fragen ging, und die betreffen nun mal Frauen an erster Stelle – um die Unterstützung anderer Minister bemühen. Das hat sich dann geändert.

Schmidtkunz:

In einer Rede haben Sie mal gesagt: „Aus taktischen Gründen leiser zu treten, hat sich immer noch als Fehler erwiesen.“

Dohnal:

Allerdings, ja.

Schmidtkunz:

Hat man denn von Ihnen mal verlangt, leiser zu treten.

Dohnal:

Natürlich habe ich immer wieder gehört, ich sei zu radikal. Z.B. als es darum ging, Vergewaltigung in der Ehe zum Strafdelikt zu machen. Das war unter den Politikerinnen und Politikern ein Tabuthema, denn auf beiden Seiten gab es viele Betroffene, wenn Sie verstehen, was ich meine. Das Wichtigste war also die Enttabuisierung. Alle Themen im Zusammenhang mit dem Sexualstrafrecht waren davon betroffen. Es hat lange gebraucht bis man über solche Themen wirklich offen sprechen konnte.

Schmidtkunz:

Sie waren als SPÖ-Mitglied natürlich auch immer Gewerkschaftsmitglied...

Dohnal:

Ja, 50 Jahre!

Schmidtkunz:

...und die Gewerkschaft ist ein durch und durch männlich dominiertes Terrain, wo Frauen bis heute keinen Fuß auf den Boden bekommen. Haben sie versucht, daran etwas zu ändern?

Dohnal:

Ja, natürlich. Ich habe mit anderen Frauen gemeinsam z.B. innerhalb der Gewerkschaft für das erhöhte Kindergeld für Alleinerziehende gekämpft. Als ich die Einführung des Mindestlohns verlangte, rief mich der damalige Vorsitzende der Metaller-Gewerkschaft, einer der stärksten Gewerkschaften innerhalb des ÖGB, Rudolf Nürnberger zu sich und erklärte mir wortreich,

was das für ein Blödsinn sei. Die Gewerkschaft hat sich immer nur für die ganztags Berufstätigen, die in den gutbezahlten Branchen arbeiten, eingesetzt. Und das ist bis heute so. Ich habe Nürnberger gesagt: „Ihr werdet schon noch sehen. Auch die Männer werden eines Tages in prekären Beschäftigungsverhältnissen arbeiten.“ Das war vor 20 Jahren – und heute sind wir dort angekommen.

Schmidtkunz:

Bei einer Matinee im Wiener Schauspielhaus im Jahr 2001, die unter dem Motto „NEIN zu Gewalt an Frauen“ stand, haben Sie gesagt:

"Das gegenwärtige Wiedererstarken männlicher Werthaltungen und traditioneller Rollenbilder geht einher mit Xenophobie, Nationalismus, Sexismus und Sozialabbau, mit dumpfem Populismus und Provinzialismus, mit Militarismus und der Aushöhlung von Rechtsstaatlichkeit."

Und im gleichen Jahr – damals regierte die Schwarz/Blaue Regierung, die den massiven Abbau des österreichischen Sozialstaates einleitete - waren Sie eine der prominenten Unterstützerinnen des Volksbegehrens „Sozialstaat Österreich“.

Warum brauchen gerade Frauen einen starken Sozialstaat?

Dohnal:

Weil Individuen alleine vieles nicht schaffen können. Das betrifft den Bildungsbereich, das Gesundheitssystem, Tod und Alter, das Thema Pflege, Kinderbetreuung, etc. Ich war immer dafür, dass man Institutionen einrichtet, durch die diese Dinge abgesichert werden. Schauen Sie sich alleine den Pflegebereich an. Die Einführung des Pflegegeldes halte ich für falsch. Besser wäre es, gute Betreuungs- und Pflegeeinrichtungen zu schaffen. Denn das, was jetzt passiert, auch mit der legalen oder oft illegalen Anstellung von ausländischem Pflegepersonal, wird immer auf dem Rücken der Frauen ausgetragen. Es stellt ja auch niemand in Frage, dass der Staat Straßen baut. Bei sozialen Aufgaben stellt man die Verantwortung des Staates aber sehr wohl in Frage. Und es trifft in erster Linie Frauen, weil Frauen sich der Pflege nicht verweigern, sondern sie machen. Erst bei den eigenen Kindern, dann bei der Schwiegermutter, dann beim Schwiegervater, oder bei den eigenen Eltern – und vielleicht gibt's ja auch noch eine Urstrumpf-Tante. Aber die Frauen selbst können sich – weil sie keine Pension oder nur eine Mindestpension bekommen – keine Pflege leisten!

Schmidtkunz:

Sie haben immer die Meinung vertreten, dass Frauenanliegen nur dann unterstützt werden, wenn sie dem männlichen Unterstützer nützen, und nur genau in dem Bereich, wo sie ihm nützen. Ihnen ist es aber in Ihren 16 Jahren als Frauenpolitikerin gelungen, viele – auch heikle

und umstrittene – Anliegen und Forderungen von Frauen durchzusetzen. Was waren Ihre Strategien?

Dohnal:

An erster Stelle die Information und Mobilisierung der Öffentlichkeit. Das habe ich zum Beispiel beim Thema „Sexuelle Belästigung“ gemacht, obwohl das der falsche Ausdruck ist: es muss „Sexuelle Gewalt“ heißen, weil das ist es. Oder beim Thema Vergewaltigung in der Ehe. Damals habe ich – ungewollt – Unterstützung vom ÖVP-Abgeordneten Michael Graff bekommen. Wir haben ihm erklärt, dass Vergewaltigung in der Ehe genauso zu ahnden sei wie jede andere Vergewaltigung und ins Strafrecht gehöre. Er meinte: „Das geht doch nicht. Da hört dann jemand die spitzen Schreie der Hausmeisterin und macht gleich eine Anzeige.“ Das haben die Journalistinnen sofort aufgegriffen. Und das hat sehr geholfen. Ich habe immer alles öffentlich gemacht und - wie gesagt- viel mediale Unterstützung bekommen. Jahrelang habe ich einmal im Monat einen Medien-Jourfix mit Journalistinnen gemacht, um ihnen zu erklären, warum welches Thema für die Frauen wichtig ist. Das war mir ein Anliegen, weil ich wusste, wie wichtig die Rolle der Medien ist.

Schmidtkunz:

Wie beurteilen Sie die Frauenpolitik, die jetzt in Österreich gemacht wird?

Dohnal:

Ich will nicht beurteilen. Aber wenn ich mir das anschau, dann sehe ich einfach zu wenig. Zu wenig „drive“. Ich habe immer gesagt: Eine Frauenbewegung, die nicht lästig ist, hat keine Existenzberechtigung.

Schmidtkunz:

Wie hat die Öffentlichkeit reagiert, als bekannt wurde – das war schon Ende der 1970-er Jahre -, dass Sie in einer lesbischen Beziehung leben?

Dohnal:

Überhaupt nicht. Aber wir haben ja auch keine Flugblätter verteilt. Aber auch kein Hehl draus gemacht. Annemarie (Anm. der Redaktion: Dohnals Lebensgefährtin seit über 30 Jahren) war immer bei meinen Veranstaltungen dabei, aber hat sich im Hintergrund gehalten, weil sie von dort aus besser beobachten konnte. Seit ich aus dem Amt ausgeschieden bin, treten wir gemeinsam auf.

Schmidtkunz:

War die Tatsache, dass Sie in einer lesbischen Beziehung leben, Ihrer Meinung nach unterstützend für andere lesbische Frauen, die sich mit einem „coming-out“ schwer getan haben oder tun?

Dohnal:

Also, den lesbischen Paaren, die ich kenne, geht es gut. Aber das muss nichts heißen. Viele lesbische Frauen haben mich gebeten, mich zu outen. Ich habe ihnen erklärt: Das mache ich nicht. Ich lebe es, ich oute mich nicht! Denn ich habe mich ja auch nicht geoutet, als ich den Herrn Franz Dohnal geheiratet habe. Gott hab ihn selig. Wissen Sie, ich wollte wegen meiner Leistungen oder Nicht-Leistungen beurteilt werden. Und das muss sich sowieso jede und jeder selbst mit sich ausmachen. Das gilt im Übrigen für PolitikerInnen generell – und in der Frauenpolitik ist es ganz besonders so. Man kann auch von niemand anderem verlangen, das mitzumachen, was ich mitgemacht habe.

Schmidtkunz:

Sie meinen die Anfeindungen?

Dohnal:

Ja, die Anfeindungen. Jetzt gibt es gegen mich ja keine Anfeindungen mehr. Nach dem Motto „Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer“. In der öffentlichen Wahrnehmung habe alles Gute der letzten Jahrzehnte ich gemacht, bis zurück in die erste Republik (lacht).

Schmidtkunz:

In Ihrer Biografie liest man, dass Sie ein sehr ängstliches Kind waren. Und gleichzeitig sind Sie von außen betrachtet eine sehr mutige Frau. Wie geht das zusammen?

Dohnal:

Ich wurde 1939 geboren, in den Krieg hinein. Und 1944/45 gab es über Wien heftige Bombenabwürfe. Immer wieder mussten wir in den Keller unseres Gemeindebaus flüchten. Das hat mich natürlich geprägt.

Schmidtkunz:

Und woher kommt der Mut?

Dohnal:

Das weiß ich wirklich nicht, aber so mutig war ich ja nicht. Ich hätte viel mutiger sein müssen.

Schmidtkunz:

In welchen Punkten?

Dohnal:

In allem. Im Nachhinein habe ich mir das oft überlegt. Ich habe natürlich viele Kompromisse geschlossen.

Schmidtkunz:

Wegen der Partei?

Dohnal:

Weil ich Ministerin in der Regierung war. Manchmal haben mich Frauen gefragt: Warum haben Sie kein Veto eingelegt? Aber das hätte ich nur einmal tun können, und dann wäre man mich los gewesen. Also habe ich versucht, noch mehr rauszuholen. Aber ich hätte sicher öfter noch selbstbewusster agieren können. Annemarie hat immer gesagt – wie hast Du das gesagt, Annemarie?

Annemarie Aufreiter:

Ich habe immer gefunden, dass sich die Leute viel mehr vor Dir fürchten als Du geglaubt hast.

Schmidtkunz:

Also dass Sie viel mehr Macht hatten, als Sie sich selber zugetraut haben?

Dohnal:

Ja, das hat sie immer gesagt.

Schmidtkunz:

Gab es da konkrete Punkte oder Anlässe, wo Sie aus heutiger Sicht hätten mutiger sein müssen?

Dohnal:

Ja, als es um die erhöhte Kinderbeihilfe für Alleinerziehende ging, hätte ich zurücktreten sollen. Das dachte ich zumindest lange. Heute sehe ich das anders. Jedenfalls war das Anfang der 1990-er Jahre. Ursprünglich war die erhöhte Kinderbeihilfe ja eine flankierende Maßnahme zur Fristenlösung um zu verhindern, dass Alleinerziehende aus finanziellen Gründen abtreiben. Aber den geschichtlichen Hintergrund hat man in der politischen und öffentlichen Debatte schnell vergessen. Das ist ja oft so. Die Katholiken haben dann immer behauptet, dass sei der Grund, warum die Frauen nicht mehr heiraten. Also hat man eine auch rechtlich sehr schwindlige Konstruktion erfunden: die erhöhte Kinderbeihilfe wurde insofern umgewandelt als nun der Vater des Kindes die Differenz zwischen der normalen und dem erhöhten Beihilfe an den Staat zurückzahlen musste und gleichzeitig die Kinderbeihilfe um 132 Schilling reduziert wurde. Als das im Ministerrat beschlossen werden sollte, habe ich um eine Unterbrechung gebeten und meinen Parteigenossen mitgeteilt, dass ich damit nicht einverstanden sei. Geh, Johanna, haben die Männer zu mir gesagt, mach doch nicht so einen Aufstand wegen 132 Schilling. Da habe ich ihnen dann erst mal vorgerechnet, wie viel Brot und Milch eine Alleinerziehende für 132 Schilling kaufen kann. In der Presse stand, die Dohnal solle jetzt endlich mal „eine Ruhe geben“. Am Ende wurde es im Ministerrat beschlossen. Da hätte ich – wie gesagt – zurücktreten sollen.

Schmidtkunz:

1995 hat der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky Sie vorzeitig aus dem Amt entlassen. Was war der Konflikt zwischen Ihnen und Vranitzky?

Dohnal:

Es war lästig, dass ich ununterbrochen auf der sozialen Schiene gefahren bin. Ich kann es mir nicht anders erklären. Ich war Sand im Getriebe. Aber ich hatte ja ohnehin vor, Ende des Jahres aus dem Amt zu scheiden, wollte aber im Sommer noch den 10-Jahresbericht im Parlament vorlegen. Und ich sollte die Delegationsleiterin für die Weltfrauenkonferenz sein, die ich jahrelang mit vorbereitet hatte. Weil ich so populär war, wusste Vranitzky, dass er

mich nur los wird, wenn ich einen Einfluss auf meine Nachfolge habe. Das konnte ich zumindest noch durchsetzen (Anm: Nachfolgerin Dohnals wurde Helga Konrad), denn Vranitzky hatte ja ganz andere personelle Vorstellungen.

Schmidtkunz:

Haben Sie das Gefühl, auch etwas falsch gemacht, oder falsch eingeschätzt zu haben?

Dohnal:

Sicher habe ich Fehler gemacht. Manchmal war ich vielleicht zu wenig radikal und manchmal ungeschickt. Aber so ganz falsch war nichts.

Schmidtkunz:

Mischen Sie sich heute noch in die Frauenpolitik ein?

Dohnal:

Wenn mich jemand um Rat fragt, stehe ich zur Verfügung. Aber so richtig einmischen? Im Moment nicht. Das kann ich nicht für morgen oder übermorgen behaupten, aber für heute schon.

Schmidtkunz:

Sind Sie noch in der Partei aktiv?

Dohnal:

Nein, aber ich bin viel allein, weil Annemarie so aktiv in der Partei ist und daher viel unterwegs ist. Heute teile ich das Schicksal vieler Frauen von Parteifunktionären, die alleine zuhause sitzen, weil ihre Männer ständig unterwegs sind (lacht). Gut, dass ich diese Seite jetzt auch kennen lerne.

Schmidtkunz:

Bildungsministerin Claudia Schmied hat Ihnen Mitte Juli den Berufstitel „Professorin“ verliehen. Ist es für jemanden wie Sie, die aus ärmsten Verhältnissen kommend in der Sozialdemokratie groß geworden ist, nicht seltsam, so ein Symbol von gesellschaftlicher Hierarchisierung entgegen zu nehmen?

Dohnal:

Na ja, ich nehme es als Ehre entgegen und weiß, dass es mit meinem Alter zu tun hat. Meine Freundinnen haben mir gesagt: Männer nehmen solche Auszeichnungen ganz selbstverständlich entgegen, dann nimm Du sie bitte auch. Und sei es, dass Du sie für uns, die wir es nicht bekommen, nimmst.

Schmidtkunz:

Nach aktuellen Studien verdienen heute, im Jahr 2009, Frauen in Österreich durchschnittlich um 30 Prozent weniger als Männer.

Dohnal:

Ja, und die Schere geht weiter auseinander. Auch bei den Pensionen. Um das zu ändern muss man bei der Ausbildung und bei der Berufswahl ansetzen. Es werden immer noch zu viele Frauen Frisörinnen und Verkäuferinnen und arbeiten in den Niedriglohn-Berufen. Aber dieses Ungleichverhältnis im Einkommen betrifft auch Frauen mit Universitätsabschluss. Daher muss der Staat, da wo er es kann wie z.B. bei Betrieben, die staatliche Förderungen erhalten, eingreifen. Ohne Quote geht gar nichts. Und das gilt auch für meine Partei. Wenn die SPÖ-Frauen nicht bald das Regulativ ändern und Sanktionen festschreiben, dann schaut unsere Partei in 10 Jahren punkto Frauen schlecht aus. 1985 haben wir durchgesetzt, dass 25 Prozent der Abgeordneten in Parlament Frauen sein müssen. Aber schon nach kurzer Zeit habe ich begriffen, dass wir das nie erreichen werden, wenn wir die Quote nicht auf 40 Prozent anheben. Ich hätte die Quote ja überhaupt auf 50 Prozent erhöht. Jetzt sind wir bei einem Frauenanteil von offiziell 40 Prozent, de facto sind es 38 Prozent. Wenn die Quotenregelung nicht klar gesetzlich geregelt und mit Sanktionen, die wirklich greifen, verbunden wird, wird sich nichts verändern. Eine Frau in einem Gremium ist ja noch keine Frauenbewegung! Und jede Frau, die rauf kommt, muss andere Frauen fördern. Wenn sie es nicht tut, kann ich auch nichts machen. Ich kann ja auch nichts machen, wenn Frauen im Schador rumlaufen.

Schmidtkunz:

Sie sind für viele Frauen in Österreich immer noch ein Idol. Auch in der jungen Generation. Was bedeutet Ihnen das?

Dohnal:

Die junge Generation kennt mich nicht mehr. Aber von älteren Frauen und Männern bekomme ich immer noch Briefe und e-mails. Besonders nach meinem Abgang aus der Politik habe ich kiloweise Briefe bekommen. Die liegen jetzt alle im Johanna-Dohnal-Archiv. Aber es ist natürlich schön zu hören, dass ich für die Frauen wichtig war.

Schmidtkunz:

Denken Sie nicht, dass es ausdrückt, dass das, was Sie gemacht haben, gut war?

Dohnal:

Nein. Das denke ich nicht. Ich weiß, dass es gut war.

---

Das Interview wurde im Herbst 2009 von Renata Schmidtkunz geführt. Sie hat evangelische Theologie studiert und ist seit 1990 als Redakteurin, Moderatorin und Filmemacherin im ORF tätig. Sie ist Mitinitiatorin des Volksbegehrens „Sozialstaat Österreich“ (2002) und zur Zeit Moderatorin des „Club2“, des „Radiokollegs“ auf Ö1 und der Gesprächsreihe „Im Gespräch“ auf Ö1. Als Regisseurin und Autorin im Fernsehen hat sie auch zahlreiche Features und Dokumentarfilme gemacht. Ihre letzten Arbeiten sind: „Alles was recht ist! 90 Jahre Frauenwahlrecht“ (2008, 3sat), „Kunst in der Krise“ (2009, 3sat), „Tel Aviv – Leben zwischen Himmel und Hölle“ (2009, 3sat).